

wesen, die zehnte Muse unster Zeit, der wie ja selbst Horazens Werke zu danken hätten. Er will sich nicht dem Vorwurfe aussetzen, daß ein Genie oder ein Duns, ein Dombherr oder ein Rector, die zwey Thaler bereue, um die er seine Odyssee gekauft hätte; darum verlangt er weder Unterschreibung, noch Vorausbezahlung. Zu vollgültigen Richtern seiner Arbeit erhebt er die sieben beglaubtesten und verehrtesten Kunstkenner der Nation: den, der über Ihn und Er geschrieben: — den, in welchem die entscheidende Urtheilskraft der Briefe über die Literatur sitzt; — den, in welchem Klozens Geist noch spukt; — den, der die Deutschen mit der spanischen Literatur bekannt gemacht hat; — den andern, in welchem Meinhard aufgestanden ist; — den Merkur, der monatlich die Pakete von dem mehr als neun Musen herunterbringt; — und seinen Vorfahren, der jüngst Hand an die Odyssee gelegt hat. Zur Probe giebt er hier den ganzen achten Gesang. Sind sie nicht einstimmig, daß 2 Thlr. 8 gr. gut dafür angewandt sind, so soll das Manuscript im Pulke des Verf. rubig vermodern. — Der Dichter von Natur ist ein mit dem Namen Utis unterzeichneter prosaischer Aufsatz, das Ideal eines Dichters schildernd, der, frey von allen Nebenabsichten, dem Triebe seines Genies folgt, und ungefähr eben die Laufbahn verfolgt, die Bodmer selbst einschlug.

Wf.

Akademische Gedichte, von Johann Philipp Lorenz Wirthof. Erster Theil. Leipzig, bey Jacobäer und Sohn, 1782. 292 S. in gr. 8. — — Zweyter Theil, ebendas. 1783. 220 S. in gr. 8.

Ueber die Wahl des Titels für diese Gedichte erklärt sich der Verf. in der Vorrede des ersten Theils. „Akademische Gedichte,“ sagt er, heißt diese Sammlung darum, weil sie es wirklich sind. Beynahe alles muß von diesem, zuweilen etwas verrückten Standpunkte angesehen werden. Und dieser Gesichtspunkt hat sein Eigenhümliches.“ u. s. f. Auch in der Vorrede zum zweyten Theile macht er darüber einige Erinnerungen, unter andern die, daß der ton du college, den Hr. Mercier den parisißchen Professoren für so anklebend hält, so entehrend und verwerflich nicht sey. Und in der That, so be-

fremdend

freudend auch auf den ersten Anblick diese Ueberschrift scheinen mag, so leicht sie die irrige Erwartung solcher Gedichte veranlassen könnten, die auf des Verf. akademische Würde und Lebensart Beziehung hätten; so scheint sie uns doch ganz treffend gewählt zu seyn, in so fern in den meisten, besonders in den Lehrgedichten, dem größten und schätzbarsten Theile dieser Sammlung, der Ton des Akademikers, des mit Weisheit und Literatur genährten und vertrauten Mannes, der herrschende ist.

Lange schon kennt man des Verf. Verdienst um die daktische Poesie, und die ihm ganz eigenthümliche Manier in derselben, aus den von ihm einzeln herausgegebenen Gedichten: über die sinnlichen Ergötzungen; der medicinische Patriot; Sokrates; die moralischen Ketzer, und die Redlichkeit. Diese fünf Gedichte, aber mit einem dem Verf. sehr rühmlichen Fleiße ausgearbeitet und umgearbeitet, machen den ersten Theil der gegenwärtigen Sammlung aus. Einer weitläufigen Zergliederung dieser Gedichte, und einer umständlichen Darlegung ihres Plans bedarf es hier wohl nicht. Nur wollen wir unsre Leser an die scharfsinnige und im Ganzen dem Verf. sehr rühmliche Beurtheilung der moralischen Ketzer in den Literaturbriefen (Th. VII. S. 166 ff.) erinnern, und an dasjenige, was Hr. Dusch in seinen Briefen zur Bildung des Geschmacks (N. N. Th. II. Br. 24) über die sinnlichen Ergötzungen unsers philosophischen Dichters gesagt hat. Was diese und andere Kunstrichter bisher an ihm erkannt und bewundert haben, Fülle und Gedrungenheit der Gedanken, starke und treffende Darstellung, ächten philosophischen Geist, u. s. f. dies alles findet man hier, in dieser Umarbeitung, noch im reichern Maaße. Was sie an ihm aussetzten, aber bey so überwiegenden wesentlichen Schönheiten für sehr verzeihliche und übersehbare Mängel mit Recht hielten, öftere Verfehlung des anschaulichen Ausdrucks, Verletzung des Wohlklanges, Härte des Verses und der Wortfügung, das hat der Verf. dem der schöne Mechanismus des Verses überhaupt nicht gegeben zu seyn scheint, und dessen prosaischer Ausdruck selbst etwas Ueberflüssiges hat, zwar hier nicht ganz entfernt, aber doch offenbar an unzähllich vielen Stellen zu entfernen und zu bessern gesucht, und oft mit dem glücklichsten Erfolge. Man vergleiche z. B. folgende Stelle gleich zu Anfang der moralischen Ketzer in der einzelnen Ausgabe dieses Gedichtes von 1760:

Wie konnte deine Huld, o Schöpfer, sich erheben,  
Den ungeplagten Staub zum Elend zu beleben?  
Ach! konntest du nicht Gott, und wir auch glücklich,  
seyn?

Und gleichwohl schusst du selbst den Saamen unsrer  
Pein!

Was hilft dir denn das Lob bethrünter Kreaturen,  
Die nicht ihr Daseyn eh, als ihren Fluch, erfuhren?

Was ist doch diese Welt, die uns so lüsteru macht?  
Ein Loostopf, immer voll von Abscheu und von Pracht.

mit der Verbesserung in dieser neuen Ausgabe :

Was reizte, Gott, dich, so der Huld dich zu begeben,  
Das thränenstreu Nichts für Elend zu beleben?  
Du müßtest Gott, und wir nicht, oder Freude seyn.  
Und doch erlichest du die Saat für unsre Pein:  
Zum Lobe schusst du dir gequälte Kreaturen.  
Die früher ihren Fluch, als ihre Schuld erfuhren?

Was ist die schöne Welt, wenn wahre Rede gilt?  
Ein Lotto nullenleer, mit Pracht und Noth erfüllt.

Die letzte Zeile vornehmlich, wie sehr hat sie durch ein besseres und treffenderes Bild gewonnen, das freylich vor drey und zwanzig Jahren in Deutschland, zu Deutschlands Heil, unverständlich gewesen wäre, und nun leider! manchem Leser nur gar zu fühlbar seyn wird! — Noch eine Stelle zur Probe, wie fleißig, und meistens glücklich der Verf. g. bessert hat. Folgende Verse eben dieses Gedichts in der ältern Ausgabe:

Was Neu? und was Geseh? Was Gott, und was  
Gewissen?

Das Märchen ist ja längst dem Pöbel vorgeschmissen.  
Zur Lust kam sich der Mensch in diese schöne Welt.  
Braucht, was den Sinn ergötzt, und was den Leib  
erhält!

So spricht, doch nein, so schreyt, damit man ja ihn  
kenne,

Manch mißgewachsener Kopf, den ich nicht gerne nenne.  
Nichts lieber macht ein Narr, als seinen Frevel, kund;  
Auch Schlangen haben gern das Hintertheil im Mund.  
In Wollust badt er sich, das heißt, sie recht ge-  
brauchen:

Ein

Ein Entich kann im Schlamm so schnattern und  
 sich taufen,  
 Er sieht, verliebt in sich, der Tugend Staatsroman,  
 Das sagt er, und ich glaub's, kaum mit dem Mü-  
 den an.  
 Zwar, meynt er, sey kein Thier so klug, als er, er-  
 schaffen:  
 Jedoch der Unterschied an Bären und an Affen  
 (Bär, Aff' und er sind drey) ist eben auch nicht klein;  
 Der Affe wird darum doch nicht unsterblich seyn.

Diese Verse haben bey nächstehender Umänderung immer  
 sehr gewonnen, obgleich noch alles Harte des Ausdrucks,  
 und alle Unschicklichkeit der Bilder nicht daraus getilgt ist: ●

Was Neus, Seligkeit, und tröstendes Gewissen?  
 Die Märchen hat ja längst der Satyr ausgebissen.  
 Zur Freude kam der Mensch in diese schöne Welt;  
 Gebraucht, was Sinne reizt, und was den Leib erhält  
 So schreyt, damit ihn ja wer Ohren hat erkenne,  
 Der ungehirnte Kopf, den man dem Spotte nenne.  
 Was lieber macht ein Thor, als eigne Schande, kund?  
 So nehmen ihren Schwanz die Schlangen in den  
 Mund.

In Lüste taucht er sich; das nennt er, sie gebrauchen,  
 Wie schnatternd Enten sich in ihrem Sumpfe tauchen.  
 Er sieht, verliebt in sich, der Schwärmerey Roman,  
 Die Tugend heißt er so, mit scheelen Augen an,  
 Und glaubt sich freylich klug vor allem Vieh erschaffen:  
 Der Sprung ist immer groß von Schaaßen bis auf  
 Affen,

Von Affen bis auf ihn; doch in der Folge klein:  
 Das Nichts war ihr Entstehn, und wird ihr Ende seyn.

Manche andere Stellen haben freylich bey der Veränderung  
 nicht so merklich gewonnen: einige scheinen selbst in den ältern  
 Lesarten vorzüglicher zu seyn. Und überhaupt bleibt, bey al-  
 len unleugbaren Vorzügen dieser Lehrgedichte, dennoch man-  
 cher wesentliche Mangel zurück, wohin, außer der zu großen  
 Ungleichheit, und zu hestern Unwürdigkeit der Sprache, beson-  
 ders der mit gar zu oft durchaus nicht sichtbare Zusammenhang  
 der Gedanken gehört. Es ist in der That angreifend, dem  
 Verf. lange zu sehn; und seine Fülle selbst wird leicht erwid-

hend. Wenn auf der einen Seite die Auffindung eines tief-  
liegenden, gedankenreichen Sinnes die Mühe des Nachdenkens  
über dunkle Ausdrücke nicht selten belohnt; so ist doch oft auch  
eine räthselhaft gefagte Sentenz, eine sehr entlegne Anspielung  
nur so lange blendend, als sie nicht enträthelt ist. So wenig  
wir auch dem Verf. über die mit mehr als hagedornischer Frey-  
gebiakelt und Umständlichkeit begesügten Anmerkungen einen  
Vorwurf machen mögen; so scheint uns doch in der That man-  
che Stelle im Text mehr der Note wegen, als diese wegen je-  
ner, da zu stehen. Auch zerreißt ihre Lesung gar oft den Fa-  
den des Zusammenhanges noch mehr, den man ohnedis schon  
nicht ohne angestrenzte Geduld festhalten kann.

Der zweyte Theil dieser Sammlung enthält vermischte  
Gedichte, meistens von der lyrischen und beschreibenden Gat-  
tung. Jene dünkt uns die Sphäre des Verf. viel weniger zu  
seyn, als die didaktische; denn nirgends ist wohl das Mühsa-  
me, Gesuchte und Ungleiche der Gedanken und des Vortrages  
so wenig glücklich, als in Gedichten dieser Art. Gleich die er-  
ste Ode mit der Aufschrift: Der große königliche Friede  
zu Subertsburg, die der Verf. im J. 1763 einer ansehnli-  
chen Gesellschaft beyderley Geschlechtes in dem öffentlichen Hbr-  
saale der hohen Schule zu Hamm seyerlich vortrug, wird  
Jedem, der Geduld genug hat, eine Ode von mehr als funf-  
zig zehnzeiligen Strophen zu lesen, dies Urtheil hinlänglich be-  
stätigen. Es ist überhaupt ein eignes Ding um eine Ode, wei-  
che die Stelle einer Rede vertreten soll, und wach lyrisches  
Feuer wird jene Länge ausbauern können? Einzelne Flämm-  
chen lodern freylich hier und da auf; dagegen aber stößt man  
weit öfter auf matte, völlig unlyrische, und selbst eines pro-  
falschen Vortrages unwürdige Stellen, gleich folgenden:

Den Untergang des Adlersfürsten  
Wie Füchse, ja so schlaun zu dürsten,  
Das war die stille Raserey.  
Sie hat den Koller ausgeblutet,  
Und uns nicht weiter abgemuthet  
Zu glauben, daß sie Große sey.

Wie, wenn auf allen Apenninen  
Der Sonne Blut den Schnee zerchieng;  
Ein einzig Meer die Welte deckt;  
So sahen sich, wie viele! Städte,

Durch Flinten, Spieße, Bajonette,  
Von fern ein Waffenmeer, erschreckt.

Stellen von der Art ließen sich aus dieser seynsollenden Ode noch weit mehrere auszeichnen. — Das darauf folgende kurze Gedicht, Catharina II. mag als „Gallerie von Zeichnungen universalhistorisch großer Fürstinnenköpfe“ hingehen; nur wünschen wir dieser neuen Gattung keine Nachahmer; der erklärenden Noten möchten, wie hier, leicht mehr werden müssen, als des Textes, und mehr, als sich der Mühe verbietet. — Wenig hervorstechendes, aber desto mehr halb vollendete und zum Theil räthselhafte Züge hat das folgende poetische Gemälde des Herzogs Ferdinand zu Braunschweig, während der Feldzüge in Westphalen. Gleich der Anfang:

O lorbeerreicher Held,  
Du wahrer Schmuck der Unterwelt!

flingt sonderbar, und läßt sich nicht wohl verstehen, wenn man sich nicht den Dichter in seinem Schwunge über die Regionen unsrer Welt erhaben denkt. Soll er das andeuten, so sind die Herabstufungen noch tiefer und haltsbrechender, die oft bis ins Pathos gehen; aber freilich auch hochfliegende Metaphern desto begreiflicher, die sich zuweilen in die wollichten Gegenden des Bombastes verlieren; z. B.

Den Mars, der nur zu gern die Furie bewirtheht,  
Den haben dir, wie fein! die Grazien umgürtet;  
Und dies gesteht der Feind uns ein,  
Und glaubet, was er sieht, und sagt es nicht allein.

Und doch gefiel der Gedanke dem Verf. so sehr, daß er ihn gleich darauf, fast noch seltsamer, in einer neuen Wendung wiederholt:

Man ließ Vulkans Gemahl bey Mars im Nege  
wobnen;

Doch haben Grazien ihn nimmer angefaßt;  
So magisch hätten selbst Ovide nie gedacht.  
Den rauhen Kriegesgott in Huld und süße Freuden,  
Das wagt die Fabel nicht, du wagst es, einzukleiden.

In einem der folgenden Gedichte, S. 60, findet man inoß den Schlüssel zu dergleichen dichterischen Montgolfiaden, denen sich unser Verf. nicht selten überläßt:

Geflügel fährt mein Geist empor.  
 So weit sich Dabal nie verlor,  
 Erheben unerschrockne Tropen.  
 Ihn dauert der Aeole Lauf.  
 Er häuft, wie hoch! Gedanken auf,  
 Und spottet Ikarus und Eyklopon.

Indeß macht der Geist des Verf. in seinen Frühlingsphantasien, aus welchen diese Strophe genommen ist, nicht durchgehends solche Lustreisen:

Bald taumelt er, sein Adlerblick  
 Von dieser Flammensee zurück,  
 Und sinkt in stille Thälerschatten.  
 Der von dem Fluge heiße Muth  
 Erlangt da nicht das kleinste Gut,  
 Und Kühle kommt ihm schön zu statten.

Aber nicht lange; so

— hebt vertieft der fromme Sinn  
 Sich wieder bald zur Sonne hin; u. s. f.

Wir wünschten in allem Ernst für den Ruhm des Verfassers, daß er diese und mehrere Arbeiten seiner jüngern Jahre des Aufhaltens unwerth erkannt hätte. Im Ganzen alle dies auch von dem längern Gedichte, die Jagd, worinn die wenigen guten didaktischen Stellen das Matre und Unpoetische der meisten beschreibenden nicht aufwiegen. Wie ganz anders bearbeitete der englische Dichter, Somerville, diesen Gegenstand! — Weit besser ist schon das folgende, ganz lehrende, Gedicht, die Entschließung; und unter den nachher eingebrachten, die Freundschaft. In den beyden geistlichen Stücken, der Charfreytag, und der Sieg des Heilandes, ist wieder, bey vielem einzelnen Guten, ein gar zu ungleicher Ton der Gedanken und Einkleidung. — Eins der neuesten Gedichte des Verf. ist der Widerruf des Febronius; denn der Abschied von der Dichtkunst, mit dem sich die Sammlung schließt, ist schon im J. 1749 geschrieben, und damals wenigstens nicht ohne Widerruf geblieben.

Gr.

Der